



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die
Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Baukunst

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

Die karolingische Kunst.

am Rhein und in Gallien noch genug zu sehen war, sich zu stärken, sie hat lediglich den Faden der christlichen Spätantike weitergesponnen. Noch weniger dachte sie innerhalb der darstellenden Kunst an Wiederbelebung der monumentalen Plastik, ihr Auge blieb allein auf Malerei und plastische Kleinkunst gerichtet. In Wahrheit bleibt die karolingische Kunst in ihrer Grundfarbe spätantik. Sie ist nicht sowohl ein erneutes Aufleben als das letzte Ausleben der Antike. Allein schon die Notwendigkeit, sich um des stofflichen Gehaltes willen an christliche Vorbilder zu wenden, setzte ihr die Grenze. Wessen man sich jetzt wohl bewußt wurde, das war der Unterschied zwischen der barbarischen Armut des Nordens und der Fülle und dem Glanz des Südens; innerhalb der südlichen Kunstwelt aber noch Wertunterschiede nach Epochen zu machen, das lag dieser Zeit doch fern. Sie suchte überhaupt nur die bessere Qualität, gleichviel, wo sie sie fand, unter frühen oder späten Mustern, im Westen oder im Osten.

Dies führt in der Beurteilung der karolingischen Kunst auf einen zweiten strittigen Punkt. Noch vor einigen Jahrzehnten galt es für eine ausgemachte Sache, daß sie einzig und allein in der christlichen Antike des Okzidents wurzele. Heute wird von vielen mit gleicher Ausschließlichkeit das Gegenteil verkündet: der christliche Orient sei ihr wahrer Mutterboden gewesen. Beide Ansichten sind zugleich wahr und falsch. Hat man die synkretistische Grundnatur der altchristlichen Kunst erkannt, so muß man auch begreifen, daß es sich für die Ableitung der karolingischen um ein Entweder-Oder gar nicht handeln kann. Sicher enthält die karolingische Kunst orientalische Elemente in Menge, und zwar allein schon deshalb, weil dieselben sich schon lange vor Karl Zugänge in den Okzident gebahnt hatten. Eine rein lateinische Kunst gab es längst nicht mehr. Auch in der karolingischen Zeit hat der Zufluß aus dem Osten nicht aufgehört, aber man kann nicht beweisen, daß er an Stärke nennenswert zugenommen hätte. Die karolingische Kunst streckt ihre Arme nach allen Seiten aus, sie sammelt und vereinigt. Das gab ihr ihren überraschenden Glanz, das war zugleich ihre Schwäche. Im Universalreich ist eine Universalkunst im Entstehen begriffen. Beides mußte sich wieder auflösen, damit die wahrhaft zukunftsreichen neuen Kräfte zu freiem Spiel Raum fanden.

BAUKUNST.

Den deutschen Anteil aus der allgemeinen fränkischen Baukunst herauszuheben, wäre aus mehreren Gründen undurchführbar und für das Verständnis der damaligen Lage auch nicht wesentlich. Wichtiger ist die schwerlich trügerische Wahrnehmung, daß der Herd der karolingischen Baubewegung im Gebiete zwischen der oberen Mosel, der Maas und dem

Rhein lag, in jenen Landschaften also, die damals als das Kernland der Monarchie angesehen wurden und von denen später bei der Reichs-scheidung der größere Teil dem Ostreich zufiel. Karl wie sein Sohn Ludwig nahmen in friedlichen Zeiten am liebsten hier ihre Wohnung. Metz war die alte Heimat des Geschlechtes, in Aachen, Nymwegen, Diedenhofen, Ingelheim, Frankfurt lagen die kaiserlichen Pfalzen. Aachen nannten die Vertrauten des Kaisers schon das zweite, das kommende Rom. Wäre es das wirklich geworden, einen wie andern Gang hätte zweifellos die ganze Kunstentwicklung nehmen müssen. Es war aber bestimmt, daß Deutschland nie eine Hauptstadt haben sollte. Für jetzt bot, wo nicht ein festgelegter Ort, so doch der örtlich bewegliche, aber einen festen Kreis von Personen umschließende kaiserliche Hof einen Sammelplatz dar. Wir haben den Eindruck, daß das meiste, was wir von schöpferischen neuen Regungen in der Baukunst bemerken werden, von hier seinen Ausgang nahm, woraus allein gewisse, an weit voneinander entfernten Punkten neu auftauchende, auffallende Übereinstimmungen sich erklären lassen.

Die Zahl der gut erhaltenen Denkmäler ist ganz klein; Bruchstücke, der Deutung bedürftig, kommen hinzu; aus den Schriftquellen ist manches zu lernen. Den überaus verwickelten und notwendig mit Hypothesen belasteten Stand der kritischen Forschung hier darzulegen, kann unsere Absicht nicht sein. Lassen wir es uns genügen, wenn einige Grundzüge in dem neu sich gestaltenden Bilde faßbar werden.

Für die deutsche Kunstgeschichte im engeren Sinne steht an der Spitze das große Neue des Übergangs zum Steinbau. Die Kirche, auf die von nun ab alles ankommt, kehrt mit unbedingter Entschiedenheit dem nationalen Holzbau den Rücken, erklärt den Steinbau für die einzig denkbare Ausdrucksmöglichkeit des Heiligen, Monumentalen, Anti-barbarischen. Jede Mischung der Strukturarten wird strengstens abge- wehrt. Nicht als ob der Holzbau verschwunden wäre: im Wohn- und Nutzbau dauerte er fort und auch die Masse kleinerer Kirchen wurde noch lange aus Holz errichtet. Aber wo man höhere künstlerische Ab- sichten verfolgte, wo man monumental bauen wollte, da griff man zum Steinmaterial, und mit diesem war die antike Formenüberlieferung un- löslich verbunden. Müssen für den Anfang auch noch einige Zugeständnisse gemacht werden — im neubekehrten Sachsenlande z. B. sind sogar die bischöflichen Kirchen zuerst noch aus Holz —, so ist das nur ein Provi- sorium ohne Folgen. Die *Libri Carolini* warnen davor, den Holzkirchen, weil sie zu keiner Dauer bestimmt sind, eine kostbare Innendekoration zu geben. Es ist in keiner Weise feststellbar oder auch nur glaublich, daß Lehnformen aus dem germanischen Holzbau in den sakralen Steinbau übernommen seien. Wozu auch? Brachte doch der einwandernde Stein- bau seine Formen fertig mit sich. Ihr Vorrat ist unter ungeschickten Händen vielfach deformiert und reduziert, aber nicht durch Nachahmung

der dem Zimmermann und Holzschnitzer geläufigen Zierformen, die technisch weit größere Schwierigkeiten geboten hätte, vermehrt oder verändert worden.

Steinbaukunst läßt sich nicht improvisieren. Es bedarf langer Erfahrung und Geschicklichkeit, um den Stein richtig zu wählen, zu brechen, zu transportieren, schließlich im Bauwerk zu verarbeiten. Den Deutschen fehlten sie ganz — sind doch selbst in unserem Sprachschatz alle auf den Steinbau bezüglichen Wörter Lehnwörter aus dem Lateinischen —, soweit nicht in einzelnen Gegenden Erinnerungen aus der Römerzeit sich erhalten hatten. Dafür bildete der Rhein die scharf abschneidende Grenze. Am linken Rheinufer und auch hie und da im Donaulande hat schon die vorkarolingische Zeit zu mauern, unter einfachen Verhältnissen selbst zu wölben, nie verlernt oder schnell wieder erlernt. Wäre die karolingische Baukunst »Renaissance« gewesen, ausgehend von den Monumentalbauten der römischen Kaiserzeit, deren es im Rheinlande noch viele gab, so hätte sie ein Massenbau in Backstein und Gußmauerwerk werden müssen. In Wahrheit blieb die Anwendung von Ziegeln, wenn auch im 9. Jahrhundert Versuche zur Wiederbelebung ihrer Fabrikation gemacht wurden, sehr beschränkt. Die Regel bildet, nach spätantiker Provinzialüberlieferung, ein Konglomerat aus Steinbrocken und Mörtel, verblendet mit Bruch- oder Werksteinen kleinen Formats und in wenig genauer Fügung, zuweilen mit Backsteinbändern durchsetzt und an den Ecken mit größeren Quadern verstärkt.

Bruchstücke karolingischer Bauten oder Hinweise auf ihre Gestalt durch erhalten gebliebene Grundmauern besitzen wir nicht ganz wenige; die Zahl der als Ganzes erhaltenen ist klein. Unter ihnen das bedeutendste ist das Münster in Aachen (Abb. 21—26). Der Aachener Bau gehört zur Gattung der Palastkapellen. Mit dem Worte Kapelle verbinden wir heute die Vorstellung von einer kleinen kirchlichen Baulichkeit untergeordneten Ranges. Der Aachener Bau ist aber groß; Karl hat in ihm etwas Besonderes geben wollen, die Blicke der Zeitgenossen waren von weither auf ihn gerichtet, ein Mönch in Sankt Gallen in der Schweiz und ein anderer in Moissac an der Garonne erzählen von seiner Erbauung. Der Name Kapelle kam ursprünglich einem einzigen Bauindividuum zu, der Kirche des Königspalastes in Paris, in dem als kostbarste Reliquie die Cappa, d. i. das Mönchskleid, des hl. Martin aufbewahrt wurde. Von daher ging der Name Kapelle auf die gleichbedeutenden Räume anderer Paläste über. Eine spezielle Bauform bedeutet er nicht. Die Aachener Kapelle hat mit der Pariser auch nur den Namen gemein. Eher glich dieser die dem Bau Karls vorausgehende Kapelle im Aachener Palast der Merowinger: die aufgedeckten Grundmauern zeigen eine kleine Basilika gewöhnlichen Schlages. Karls Bau gehört in die Familie der Zentralbauten. Wir geben zunächst die Beschreibung. Wie er heute ist, hat er seine Dekoration und damit

einen wesentlichen Bestandteil seiner alten Erscheinung verloren; die Architektur ist aber noch unversehrt, wenn auch eingeschlossen in ein Nest von Anbauten, die im späteren Mittelalter hinzukamen, als der Palast aufgegeben und an seine Stelle ein Chorherrenstift eingerichtet war. Für die Innenansicht dominiert noch immer der karolingische Urbau. Seine Grundform ist ein modifiziertes Oktogon: acht durch Bögen verbundene Pfeiler umgrenzen den inneren Raum, den Umgang eine sechzehnseitige Mauer. Über dem Umgang eine geräumige Empore, über dieser, den Mittelraum überhöhend, ein Lichtgaden, als Abschluß nach oben eine achtschlächtige, steinerne Kuppel. Das Merkmal der Palastkirche ist die Empore. Sie hat während des Gottesdienstes den Hofstaat aufzunehmen. Ihre dem Altar gegenüberliegende Abteilung ist die Loge des Kaisers. Das Erdgeschoß ist für das Volk.

Von Karls Absichten bei dieser von den Zeitgenossen als ein Außerordentliches angesehenen Anlage ist eine auf den ersten Blick klar: er wollte einen starken Eindruck von Monumentalität hervorbringen; es ist seit der Römerzeit in Deutschland der erste große und reine Steinbau. Warum aber die in diesem sachlichen Zusammenhang fremdartige zentrale Anlage? Man könnte als nächstliegendes antworten: weil nur im Zentralbau ein reiner Steinbau damals möglich schien. Hiermit ist aber gewiß noch nicht alles erklärt. Karl war nicht Kaiser, als er den Aachener Bau (vor 798) begann, aber doch schon von imperialistischen Ideen erfüllt. Von den großen Zentralbauten in der Hauptstadt des Kaisers von Ostrom mußte er wissen, und vielleicht dachte er insbesondere an die Apostelkirche, die Konstantin sich als Grabkirche erbaut hatte. Karl ist ja im Aachener Zentralbau beigelegt worden. Mit Unrecht hat man dieses Motiv von den möglichen Kombinationen ausschließen wollen*. Was immer ihn am meisten bewogen haben mag: aus dem Kreise des Gewohnten trat er heraus. Um so überraschender ist es, zu erfahren, daß er das in jedem Sinne außerordentliche Unternehmen nicht etwa einem Meister aus Italien oder Griechenland, sondern einem seiner Franken anvertraute, Magister Odo von Metz. Die Aachener Pfalzkirche hat neben den baulichen Merkmalen, die sie mit der Klasse, der sie angehört, gemein hat, auch mehrere ganz individuelle. Man kann ein bestimmtes Vorbild für sie nicht nennen. S. Vitale in Ravenna, das oft dafür in Anspruch genommen worden ist, hat in Wahrheit mehrere wesentliche Züge, die im Aachener Bau nicht wiederkehren, und dieser mehrere, die in S. Vitale fehlen**. Natürlich bleibt die Möglichkeit, daß Meister Odo Bauten gekannt hat, die wir nicht mehr besitzen; aber warum will man ihn durchaus

* Karls Verfügung, ihn neben seinem Vater in St. Denis zu begraben, gehört in den Anfang seiner Regierung, ist also kein zwingender Gegenbeweis!

** Außerdem liegt eine chronologische Unebenheit vor: es ist nicht bekannt, daß Karl vor 801 in Ravenna war, die Kapelle in Aachen war aber schon 798 im Bau.

zu einem Kopisten ohne eigene Gedanken machen? Das Eigentümlichste am Entwurf sind die Emporen mit den ansteigenden Tonnengewölben. Ein konstruktiver und ein künstlerischer Gedanke reichen sich hier die Hand: Sicherung des Zentralgewölbes durch Gegendruck, und Gewinnung der großen und weiten, durch doppelte Säulenstellungen belebten Bogenöffnungen, die dem inneren Aufbau einen so ausdrucksvollen Rhythmus geben. Nehmen wir dazu noch den ernsten Wohlklang des Raumes, so dürfen wir ohne Vorbehalt sagen: Odo von Metz war ein wirklicher Architekt, ein Meister, der das Wesen seiner Kunst erfaßt hatte. Daß einem Franken im Jahre 800 dies erreichbar war, ist ein sehr bemerkenswertes Faktum. — Der Menge der Zeitgenossen imponierte wahrscheinlich am meisten die farbenreiche und stoffprächtige Ausschmückung, die wir nicht mehr besitzen, von der wir aber annehmen dürfen, daß sie nicht der am wenigsten originelle Teil der Leistung war. Es ist eigenartig reizvoll, derartige Lücken in Gedanken zu ergänzen, was ein jeder anders, in seiner Weise tun kann; jetzt ist es durch die Unbesonnenheit einer in unseren Tagen ausgeführten vermeintlichen Wiederherstellung unmöglich gemacht. Die archäologische Forschung gestattet ungefähr folgendes zu sagen: Die Pfeiler des Erdgeschosses, mit antik profilierten Gesimsen abgedeckt, zeigten den natürlichen Stein; im Mittelgeschoß trat eine Steigerung ein durch die solenne Pracht seiner vergoldeten Bronzegitter und polierten Granit- und Porphyrsäulen zwischen Pfeilern aus schichtenweise wechselndem roten und weißen Sandstein; von der Kuppel strahlten Goldmosaiken. In ihrer wohlabgestuften Ökonomie eine sehr wirkungsvolle Dekoration, ohne doch mit jenem Äußersten an Materialpracht, worin die Kirchen Ravennas sich gefielen, in Wetteifer zu treten. Auf jeden Fall liegt in dieser Mäßigung keine Barbarei. Der Thron in der kaiserlichen Loge, der später für eine so lange Reihe deutscher Könige im Mittelpunkt des Krönungszeremoniells gestanden hat, war ein einfacher Kastensitz aus glatten Marmorplatten (Abb. 24). Charakteristisch ist die reichliche Verwendung des Metalls als Architekturschmuck. Außer den Brüstungsgittern* der Emporen sind auch die Türflügel aus Bronze**, geteilt in glatte Felder, die von Blattwellen und Eierstäben umrahmt werden; als Ringhalter dienen Löwenköpfe, ein ebenfalls der Antike entlehntes Motiv, das von hier aus seinen Weg durch die Jahrhunderte über ungezählte deutsche Kirchentüren nahm. Aus Bronze war ferner der Brunnen im Vorhof***. Als Überbleibsel von ihm haben sich erhalten der ihn als Wasserspeier krönende Pinienzapfen und eine in der Brust mit einem Abgußrohr durchbohrte Löwin. Jener ist ein mystisches Symbol, das sich als Brunnen-

* Die Hypothese, daß sie aus Ravenna vom Grabmal Theoderichs geraubt gewesen seien, muß starke Bedenken erregen.

** Auch die Palastkirche in Ingelheim hatte Bronzetüren mit Vergoldung.

*** Restauriert im 11. Jahrhundert.

schmuck weit in den alten Orient zurückverfolgen läßt; diese ein hellenistisches Originalwerk, möglicherweise gar nicht erst von Karl, sondern schon von den Römern in den Norden gebracht. Sicher erst eine Erwerbung Karls sind die kostbaren Säulen des Kuppelraumes. Sie stammen aus peloponnesischen Brüchen; vorher hatten sie antike Gebäude Italiens, vielleicht schon mehrere hintereinander, geschmückt; und auch in Aachen kamen sie nicht für immer zur Ruhe: 1794 wanderten sie als Trophäen der französischen Armee nach Paris, 1814 kehrten sie zurück. Ihre Marmorkapitälé, unter sich ungleich, sind in Italien zusammengelesen. Denken wir dann noch an das vor dem Palast aufgestellte eiserne Reiterdenkmal Theoderichs, das Karl aus Ravenna über die Alpen gebracht hatte — nachher wurde es von den Normannen (?) zerstört —, und die vielen Kostbarkeiten der Kleinkunst, die er um sich hatte, so ist in alledem ein Zusammenhang nicht zu verkennen; ein Rest vielleicht noch von der Sinnesweise der schatz sammelnden Heerkönige der Wanderzeit, zugleich aber auch schon etwas von dem Sammlerinteresse neuerer Zeiten. Wenn irgendwo in Karls Bestrebungen etwas der Renaissance Verwandtes mit Recht zu erkennen ist, so ist es hier.

Die Aachener Palastkirche nahm eine Ausnahmestellung ein, durch ihre Bestimmung wie durch ihre Bauform; als Zentralanlage wie als reiner Steinbau stand sie dem griechisch-orientalischen Formenkreis nahe. Der Kirchenbau des fränkischen Reiches aber, dem lateinisch-okzidentalen Brauch sich anschließend, hatte schon lange für die *Basilika* als Normalform sich entschieden. Was Deutschland betrifft, so kennen wir aus der frühkarolingischen Zeit einige einschiffige Anlagen (Kirche auf der Kreuzwiese bei Lorsch, auf dem Petersberg bei Fulda, St. Stephan in Werden; so auch in der Schweiz mehreres in Graubünden), doch von Karl dem Großen ab hat sich die dreischiffige Basilika durchgesetzt. Fragen wir zuerst nach der vornehmsten Klasse, den bischöflichen Domkirchen, so ist es für die Karolingerzeit bezeichnend, daß nicht sie, sondern die Klosterkirchen der Benediktiner im Bauwesen die Führung hatten. Im Verhältnis zu Gallien oder gar zu Italien war Deutschland arm an Bischofssitzen; dichter lagen sie nur am Rhein, und zwar alle am linken Ufer gereiht. Die ersten Domkirchen haben wir uns als unbedeutend vorzustellen; sie wurden schon im 10. und frühen 11. Jahrhundert durch Neubauten ersetzt; die einzige von ansehnlicher Gestalt war die in Karls letzten Jahren in Köln errichtete; der älteste Dom von Mainz, den man in der Johanniskirche wiederzuerkennen glaubt, war ein verhältnismäßig bescheidener Bau und keine Basilika.

Anders die Klosterkirchen. Daß viele von ihnen bedeutende Abmessungen hatten, wußten wir aus den Schriftquellen; in jüngster Zeit haben Ausgrabungen uns instand gesetzt, die Gestalt ihrer Grundrisse mehr oder minder genau zu rekonstruieren. Dieses erfreuliche Ergebnis

ist eingetreten in Lorsch, Fulda, Hersfeld, Corvey, vier Abteien, deren aus den Schriftquellen bekannte Bedeutung für das benediktinische Klosterwesen nun auch baugeschichtlich bestätigt und ergänzt wird.

Lorsch. Die älteste große Klosterkirche auf dem rechten Rheinufer. Gegründet 767 von dem als Organisator des klösterlichen Lebens bekannten Bischof Chrodegang von Metz, geweiht 774 in Gegenwart König Karls, der ihr andauernd seine besondere Gunst zuwandte. Die in den Jahren 1927—28 vorgenommenen Ausgrabungen (Abb. 27) zeigen eine dreischiffige, querschiffslose Basilika, an der Westfront ein Vorbau, der vermutlich eine Empore getragen hat, dann ein Atrium und von diesem starke Substruktionen, die wohl nur für Türme bestimmt gewesen sein können. In beträchtlicher Entfernung, jedoch genau in der Achse der Hauptkirche, liegt nun ein kleiner, aber wohlerhaltener Bau, der zu den wichtigsten Inkunabeln deutscher Baukunst gerechnet werden muß (Abb. 29). Seine Zweckbestimmung aber ist ungewiß. Nachweislich falsch ist die Deutung als Grabkirche für Ludwig den Deutschen (von der die Schriftquellen sprechen und die jetzt am Ostende der Anlage aufgefunden ist), ebenso falsch die als Torhalle am Eingang in den Klosterbezirk; die Benennung als Michaelskirche tritt zu spät auf, als daß man aus ihr Schlüsse auf die ursprüngliche Bestimmung ziehen könnte. Von der bisherigen Forschung noch nicht erörtert ist die Möglichkeit, daß es sich um eine Taufkirche handeln könnte; die normale Lage einer solchen war eben das Westende des Vorhofs. Nun ist aber kürzlich (von Alois Fuchs 1929) eine ganz anders gerichtete Deutung in Vorschlag gebracht worden: der kleine Bau sei überhaupt nicht ein kirchliches Gebäude, sondern eine Königshalle, wie eine solche bei den häufigen Aufenthalten des Hofes sehr erwünscht gewesen sein müßte. Die Schwäche dieser an sich ansprechenden Hypothese ist der gänzliche Mangel an Analogien. Die Lorschener Halle ist in jeder Hinsicht ein Unikum. Den Grundriß zeigt Abb. 27. Der Aufbau ist zweigeschossig. Das Erdgeschoß ist an beiden Langseiten in Arkaden aufgelöst, die runden Treppenaufgänge führen in ein flachgedecktes, an den Langseiten ursprünglich fensterloses, im Inneren mit Malerei geschmücktes Obergemach. Ein besonderes Charakterzeichen bildet die spielerisch bunte Pracht des Außenbaus: die Wandflächen mit roten und weißen Steinplatten in verschiedenen Mustern inkrustiert und darüber eine plastische Gliederung von Halbsäulen und Pilastern*, antiken Mustern sauber nachbuchstabiert und doch das Ganze unantik. Für die Entstehungszeit fehlen genauere Anhaltspunkte, man kann nur sagen: karolingisch. — Fulda. Hier liegt der Fall ähnlich wie in Lorsch: als Ganzes erhalten hat sich nur die Michaelskapelle auf dem Klosterfriedhof, ein Rundbau altchristlicher Art, die Klosterkirche wurde um 1700 zerstört, um einem Barockbau Platz zu machen. Daß es der Forschung nun doch

* Wegen der giebelförmigen Abschlüsse vgl. S. 38.

gelingen ist, wenigstens den Grundriß wiederherzustellen, ist uns besonders wertvoll. Denn Fulda war das Kloster des hl. Bonifatius, und man kennt aus der Kirchengeschichte die zentrale Bedeutung Fuldas für das karolingische Klosterwesen. Was die Grabungen aufgedeckt haben (Abb. 30), ist allerdings nicht die Kirche Bonifazens, sondern der unter Leitung des Mönches Ratgar 792 begonnene, 819 vollendete Neubau. Erstaunen erregt zunächst die Größe der Abmessungen (innere Länge 98 m); sie wurde in den Jahrhunderten des romanischen Stils nur noch einmal erreicht, im Dom von Speier. Die Anlage ist nicht eine einfach longitudinale, wie in Lorsch, sondern durch ein Querschiff erweitert, und zwar eines von exorbitanter Länge; dazu liegt es gegen die gewohnte Regel im Westen. Im ganzen Abendlande gab es nur einen Kirchenbau mit denselben Eigentümlichkeiten: die Peterskirche in Rom. Und war bei der Peterskirche die umgekehrte Orientierung gewählt worden, weil es wegen der Geländebeziehungen nicht möglich war, das Apostelgrab in die erwünschte Nähe des Altars zu bringen, so wurden in Fulda die Gebeine des hl. Bonifatius erst aus ihrem Grabe erhoben, um ihnen diesen ehrenvollsten Platz zu geben. Beachten wir sodann die nahe den Querschiffsenden quer durch den Raum geführten Fundamentmauern. Auch sie werden verständlich durch die Peterskirche, wo an derselben Stelle eine Teilung des Raumes vorgenommen ist. Und vielleicht ging die Ähnlichkeit noch weiter. Im 17. Jahrhundert spricht der Jesuit Brower von fast erloschenen Inschriften am Epistyl des Mittelschiffs; wörtlich genommen kann dies nur heißen, daß die Säulen ein gerades Gebälk trugen, nicht durch Bögen verbunden waren. Eine ungewöhnliche Anordnung, die sonst auch nur noch an der Peterskirche und wenigen anderen Basiliken Roms vorkommt. Auch wenn wir diese letzte Eigentümlichkeit dahingestellt sein lassen, kann kein Zweifel bestehen, daß der Grundriß von Fulda auf Rom zurückgeht. Wir werden uns nicht täuschen, wenn wir hierin mehr sehen als nur eine baukünstlerische Anleihe. Die Anfänge des deutschen Christentums gehen auf irische und fränkische Missionäre zurück, die von einer Oberhoheit des römischen Bischofs noch nichts wußten; der Angelsachse Bonifaz kam aus einem dem römischen Primat von jeher gehorsamen Lande, und die Unterwerfung der Kirche unter Rom lag im Kernpunkt seiner organisatorischen Bestrebungen. Sie gingen auf seine Jünger über. Schon die bauliche Anlage sollte die Abhängigkeit von Rom zum Ausdruck bringen. So angesehen, ist der Grundriß von Fulda ein kirchenpolitisches Bekenntnis. — Hersfeld (Abb. 31). Seit der Niederbrennung durch die Franzosen während des Siebenjährigen Krieges Ruine. Heute kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß die Wiederherstellung nach einem Brande im 11. Jahrhundert die karolingischen Grundmauern unangetastet gelassen hat, hinzugefügt wurde nur der langgestreckte Chor. Das langgestreckte Querschiff folgt dem Vorbilde Fuldas,

nur ist seine Lage die normale im Osten. Am westlichen Eingang standen zwei Türme wie in Lorsch. Die Abmessungen, wenn schon nicht ganz so groß wie in Fulda, sind bedeutend. — An der Weser liegt Corvey, ein wichtiger Stützpunkt des Kirchenwesens in dem von Karl dem Großen zum Christentum gebrachten Lande der Sachsen. Das Kloster wurde 822 gegründet, die Kirche 844 geweiht. Sie bestand (mit den unvermeidlichen Ergänzungen nach Brandschäden) bis zum Jahre 1665, wo sie abgebrochen und durch einen (künstlerisch wertlosen) Neubau ersetzt wurde. W. Effmann hat in einer scharfsinnigen Untersuchung (1929) den karolingischen Grundriß rekonstruiert. Er zeichnet eine siebenachsige Pfeilerbasilika mit Querschiff; dieses aber sieht anders aus als in Fulda und Hersfeld, es folgt dem sogenannten kreuzförmigen Schema, dessen Natur wir weiter unten bei St. Gallen beschreiben werden. Auf den nach Effmann im Jahre 873 hinzugefügten und in seinen unteren Teilen noch bestehenden Westbau brauchen wir nicht näher einzugehen.

Die einzige karolingische Basilika, die sich auch im Aufbau über der Erde erhalten hat, ist die kleine Stiftskirche zu Steinbach im Odenwald (821, Abb. 34, 35). Der Stifter und Bauherr der Kirche wird auch den Plan entworfen haben, es war Einhard, der einstige Vertraute und spätere Lebensbeschreiber Karls des Großen. In Karls Akademie, in der jedes Mitglied einen Beinamen führte, hieß er mit alttestamentlicher Anspielung Beseleel. Die Klosterannalen von Fulda, wo er seine Erziehung genossen hatte, rühmen ihn als *variarum artium doctor peritissimus*. In seinen Briefen bittet er um Erläuterung einer Stelle im Vitruv. Karl übertrug ihm die Oberaufsicht über die Kunstwerkstätten in Aachen. In Steinbach zeigt er sich als ein dem Barbarischen entronnener Geist, nicht am Schema klebend, aber in seinen Neuerungen maßvoll. Die Vermehrung der Apsiden auf drei kommt auch sonst vor, eigentümlich ist, daß ihnen entsprechend das Querschiff in drei Abteilungen zerlegt ist. Die durch schlanke Stützen (Pfeiler, nicht Säulen) geteilten Arkaden des Mittelschiffes beweisen in ihrer feinen Proportion, daß Einhard nicht umsonst mit der Antike sich beschäftigt hatte. Über dem Eingang darf eine Empore für den Abt vermutet werden. Weiter westlich sind die Grundmauern eines ausgedehnten Atriums aufgedeckt worden.

Steinbach wie Fulda, Hersfeld und Corvey zeigen, ein jedes in seiner Weise, daß die Baugedanken in Fluß gekommen sind. Noch entschiedener tritt es an den Tag in der Planzeichnung für St. Gallen vom Jahre 820 (Abb. 36). Ihrer Bedeutung tut es keinen Abbruch, daß sie nur Bauriß geblieben, nicht ausgeführt worden ist. In ihr ist ein Idealentwurf aufgestellt. Der Abt von St. Gallen hatte sie empfangen von einem auswärtigen hohen Geistlichen, den wir uns in der Nähe des kaiserlichen Hofes denken dürfen. In die Augen fällt die Ähnlichkeit mit dem wenig, vielleicht nur

zwei Jahre, später entworfenen Grundriß von Corvey. Eben die räumliche Entfernthet von St. Gallen und Corvey macht die Annahme eines gemeinsamen Ausgangspunktes zur Notwendigkeit und dieser wird am besten, wie wir eben sagten, am Kaiserhof zu suchen sein. In diesem Zusammenhang wird es nicht gleichgültig sein, daß Adalhard und Wala, die Gründer von Corvey, Vettern des Kaisers waren. Ist in Corvey die kreuzförmige Basilikenanlage Hypothese, zwar eine wohlbegründete, so haben wir sie auf dem St. Galler Riß mit urkundlicher Sicherheit vor Augen. Die neue Rolle, die hier dem Querschiff zugewiesen wird, besteht in folgendem: In vorkarolingischen Anlagen sind Querschiffe eine Seltenheit, wo sie vorkommen, und so auch noch in Fulda und Hersfeld, schließen sie die Raumbewegung des Langhauses wie mit einem Riegel ab. Hier aber ist eine Durchdringung eingetreten, dergestalt, daß das Hauptschiff noch jenseits des Querschiffes sich fortsetzt; es ist, wie man es zu bezeichnen pflegt, an Stelle des T-förmigen Kreuzes das lateinische Kreuz, die *crux capitata* getreten. Das Kreuzesmittel bildet ein gleichseitiges Viereck (»Vierung«) und alle anderen Raumteile sind zu diesem in zentrische Beziehung gesetzt in der Weise, daß sowohl die Kreuzesflügel als die Verlängerung des Hauptschiffs das Mittelquadrat wiederholen. Und weiter ist das Mittelschiff des Langhauses ebenso lang wie das Querhaus, also eine Summe wieder von drei Urquadraten, und die Seitenschiffe haben dieselbe Breite des Mittelschiffes*. Abweichend von aller bisherigen Überlieferung hat der St. Galler Plan zwei Chöre, außer dem verlängerten östlichen einen zweiten am westlichen Ende, dort wo bisher der Haupteingang war. Dieselbe Einrichtung war kurz vorher in Fulda getroffen worden und aus demselben Grunde: es sollte außer dem alten Titelhiligen ein dem Kloster werter Ortsheiliger, dort St. Bonifatius, hier St. Gallus, einen auszeichnenden Platz für seine Verehrung erhalten. Auffallend ist die große Zahl der über die ganze Kirche verteilten Nebentaltäre, ein jeder mit Schranken umgeben, je vier in jedem Seitenschiff, ebensoviel im Querschiff, und das Mittelschiff der Länge nach halbierend der große Altar zum hl. Kreuz**. Der Gottesdienst der Klosterkirchen bedurfte einer solchen Zerlegung in viele kleinere Heiligtümer. Der damit drohenden Formlosigkeit arbeitete die Architektur entgegen durch den streng geometrisch geordneten Grundriß. Verglichen mit der altchristlichen Basilika ist die karolingische zugleich reicher gegliedert und straffer zusammengefaßt. Im Grundriß von St. Gallen hat ein bedeutender Kopf die Wünsche der klösterlichen Baukunst zu einem klaren Bilde zusammengefaßt. Man sieht, worauf es der Zeit am meisten ankam: auf Ordnung. Auf Durchsetzung von Autorität gegen Ungebundenheit, von

* Dieselben Zahlenverhältnisse in St. Alban in Mainz (805); leider lassen die dortigen Ausgrabungen das Querschiff im unklaren.

** Dieselbe Anordnung in Lorsch.

Organisation gegen Lockerheit. In diesem Grundriß lebt derselbe Geist, wie in der von Karl dem Großen geschaffenen Ordnung des Staates.

Vom nichtsakralen Bauwesen, besonders auch dem Wohnbau, wissen wir wenig. Daß die Aufnahme der südlichen Baukultur auf dieses Gebiet in nennenswertem Umfange sich ausgedehnt habe, ist nicht vorauszusetzen. Nur zwei Ausnahmen gibt es, und diese allerdings sind wichtig.

Der Klosterbau. Die Begünstigung des Klosterwesens durch die Frankenkönige, mit bewußtestem Nachdruck durch Karl, zeigt deutlich die Linie, auf der im karolingischen Staat Religion, Kultur und Staatsmacht zusammentrafen. Das Mönchtum, in seinem orientalischen Ursprung ein Ausdruck der Verzweiflung an der Kultur, wandelte sich im Abendlande in ihr ausgewähltestes Rüstzeug. In der Lauterkeit des religiösen Pathos blieben die irischen und angelsächsischen Missionäre unerreicht, an organisatorischer Kraft waren ihnen die fränkischen Benediktiner überlegen. Alle Gaben der antiken Kulturüberlieferung fanden in den Klöstern ihren Sammelpunkt, um hier die erste Umarbeitung durchzumachen, durch die sie befähigt wurden, in den Blutumlauf des allgemeinen deutschen Lebens einzutreten. Die Klöster waren Schulen im weitesten Sinne des Wortes. Religion, Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Acker- und Gartenbau — was nur in irgendeinem Sinne, idealem wie praktischem, Kultur heißt —, alles wurde hier gepflegt und in allem wurde hier Unterricht erteilt. Die bauliche Anlage ist das genaue Spiegelbild dieses Mikrokosmos. Den Einfluß der Klöster auf den Kirchenbau zu schildern, bleibe für einen späteren Zusammenhang vorbehalten, hier sei ein Bild vom Wohnen und Wirtschaften der Mönche gegeben.

Die schriftliche Überlieferung bietet reichliches Material dazu. Noch anschaulicher ist die graphische Zusammenfassung in der unter dem Namen des Baurisses von St. Gallen bekannten großen Planzeichnung; in Wahrheit nicht ein Einzelfall, sondern ein Musterplan, entsprechend den durch das Aachener Statut vom Jahre 817 für die Benediktinerklöster des fränkischen Reichs aufgestellten Normen. Der St. Galler Riß (Abb. 22) lehrt uns, daß schon damals das Schema der räumlichen Anordnung zum Abschluß gelangt war. Bis zum Ende des Mittelalters hat es mit nur leichten Variationen und geringer Fortentwicklung in Gültigkeit gestanden. Es soll nicht gesagt sein, daß fürderhin jedes Kloster alles enthielt, was der St. Galler Riß aufweist, aber der Riß enthält alles, was von einem vollkommen eingerichteten Kloster verlangt wurde. Ein dominierendes Hauptgebäude ist nicht vorhanden; so vielfältig die Zwecke und Betriebe sind, so groß ist die Zahl der Einzelgebäude. Man kann zutreffend sagen: das Kloster ist eine kleine Stadt. Wesentlich ist die Teilung in drei Sektionen. Sie wurde auch in Wirklichkeit immer festgehalten, wenn auch weitläufiger und nicht so streng nach dem Lineal. Der Kern der mittleren Abteilung ist die Kirche mit dem

südlich (diese Himmelsrichtung ist typisch) anstoßenden Kreuzgang. Dieser ist auf dem St. Galler Riß noch relativ klein gedacht; in den Anlagen, die wir aus jüngeren Jahrhunderten kennen, erstreckt er sich entlang des ganzen Langhauses der Kirche, so daß, bei Festhaltung der Quadratform, auch die Flügelgebäude wachsen. Die vordere, im Verhältnis zur Kirche westliche, Sektion enthält die Wirtschaftsgebäude: Gesindehaus, Schäferei, Schweinestall, Ziegenstall, Ochsenstall, Pferdestall werden namentlich genannt. Dann auf der rechten Außenseite der mittleren Sektion eine große Scheune mit Tenne, Malzdarre, Brauhaus, Böttcherei, Werkstätten für Gerber, Schuster, Sattler, Schwertfeger, Schildmacher, Schmiede, Walker, die Bäckerei und zwei Mühlen. In der hinteren Abteilung, vom Lärm des Wirtschaftshofes entfernt, das Novizenhaus und das Krankenhaus mit besonderen Wohnungen für den Novizenmeister und den Arzt, der Begräbnisplatz der Mönche mit einem großen Kreuz in der Mitte, der Garten mit sechzehn Beeten für ebensoviel (meist erst damals in Deutschland eingeführten) Nutz- und Zierpflanzen, endlich der Geflügelhof. Kehren wir von diesen Außenvierteln zur Klausur, d. i. dem geschlossenen, nur für Geweihte zugänglichen Kernbau zurück. Den Kreuzgang umgeben nach innen geöffnete Bogengänge. Die drei anschließenden Flügelgebäude — die vierte Seite gehört der Kirche — sind nach ihrer Bestimmung so verteilt, daß sie mit dem Tun und Treiben in den Außenvierteln korrespondieren. In dem dem Wirtschaftshof zunächst liegenden Westflügel der Weinkeller und die Vorratskammern. Im Südflügel der Speisesaal und in der Ecke zwischen ihm und dem Westflügel die Küche, in der Südostecke das Badehaus und die wahrhaft opulent eingerichtete Latrine. Im stillen Ostflügel das Wohn- und Schlafhaus der Mönche, zweigeschossig, wie alle Flügel um den Kreuzgang. Vermißt wird ein gesonderter Kapitelsaal, der später nicht fehlen durfte. Auf der dem Kreuzgang entgegengesetzten Seite der Kirche liegt das Haus des Abts, das Schulhaus, das Gasthaus für vornehme Besucher, das Pilgerhospiz, das Pförtnerhaus. So sind wir also über den Grundriß genau unterrichtet. Über den Aufbau können wir nur ganz ungefähre Vermutungen hegen. Klar ist, daß auf Fassadenwirkung es nirgends abgesehen war. Die Klausurgebäude wenden ihr Gesicht dem Binnenhofe zu, deutlich eine aus südlichen Baugewohnheiten mitgebrachte Anordnung. Nicht zu leugnen ist auch, daß Klausur und Kirche künstlerisch keine Einheit eingehen, keine wirkliche Gruppe bilden; sie sind nur äußerlich zusammengeschoben. Dieser Erbangel kennzeichnet die Klosterarchitektur bis in die späteste Zeit und bleibt eine Schranke ihrer künstlerischen Entwicklungsfähigkeit. Sie ist eine hochentwickelte Zweckarchitektur, in der sinnvollen Verteilung der Räume, in der Sorge für Gesundheit und Wohlbehagen dem germanischen Wohnbau hoch überlegen. Einfluß auf diesen hat sie eben wegen ihres durchaus

andersartigen Typus nur in Einzelheiten, nicht im großen, gewinnen können.

Der königliche Palastbau. Der König war der größte Grundbesitzer in seinem Reich. Daraus entsprang sein vielfach bekundetes Interesse an der Landwirtschaft und dem ländlichen Bauwesen. In dem berühmten *Capitulare de villis* stellte er eine sorgsam erwogene Verwaltungsordnung für seine Domänen auf. Wir besitzen auch einige Berichte der königlichen Aufsichtsbeamten. In einem derselben heißt es: »Wir fanden in dem Fiskalhofe zu Asnapium * einen aus Stein vorzüglich errichteten königlichen Saalbau mit drei Kammern, den ganzen Bau von Säulen umgeben, mit elf heizbaren Gemächern, unter ihnen einen Keller, ringsum zwei Portiken, im Hofraum sodann siebzehn Holzhäuser mit ebensoviel Kammern, einen Stall, eine Küche, eine Bäckerei, zwei Speicher und drei Scheunen, die ganze Hofstatt mit einer Verschanzung fest umhegt, die Verschanzung mit einem steinernen Tor, über diesem einen Söller. Zuletzt ein Gärtchen mit verschiedenen Obstsorten.« Die andern Berichte lauten ähnlich. Vermutlich lagen die inspizierten Orte in den älteren Teilen des Reiches. Im Gebiet östlich des Rheins werden Königshöfe von so guter Ausstattung nicht eben häufig gewesen sein. Daß in den beschriebenen Beispielen manche Züge, besonders die Aufnahme der Steinkonstruktion, auf römische Bauüberlieferung hinweisen, ist nicht zu verkennen **.

Aus der großen Masse der königlichen Gutshöfe (*villae*) ragt eine beschränkte, immerhin nicht kleine Zahl (nach der Schätzung von Plath über 150) hervor, die Pfalzen (*palatia*) genannt wurden. Ein genauer Begriffsunterschied ist nicht ermittelt. Den wachsenden Ansprüchen, die Hof und Regierung stellten, konnten auch von den Pfalzen nur wenige genügen. In Karls späteren Jahren, nicht erst seit der Krönung, doch gewiß durch die imperialistischen Ideen gefördert, ging sein Wunsch dahin, sich eine feste Residenz zu gewinnen. Er ersah sich Aachen dazu aus. Sein Sohn Ludwig bevorzugte Ingelheim. An beiden Orten haben sich Reste erhalten, sehr spärliche über der Erde, etwas umfangreichere in den Fundamenten. In Ingelheim sind Ausgrabungen im Gange, in Aachen ist ihre Fortsetzung wegen der Überbauung des Palastgeländes mit Straßen und Wohnhäusern fast aussichtslos. Das Wenige und überdies Vieldeutige der Denkmäler- und Schriftüberlieferung läßt dennoch zwei allgemeine Tatsachen von Bedeutung, in Aachen wie in Ingelheim, klar hervortreten: 1. Einheitsbauten, etwa in der Art des sogenannten Kaiserpalastes

* Die Lage ist nicht gesichert, vielleicht in den Argonnen.

** Den etwa 40 Einzelhäusern des St. Galler Baurisses ist auch die innere Einteilung eingezeichnet. Man hat früher gemeint, es sei darin der Typus des fränkisch-oberdeutschen Bauernhauses vorgebildet. Heute wird mit Recht der Nachdruck auf die unleugbaren Analogien zu südlichen, antiken Baugewohnheiten gelegt.

in Trier (wahrscheinlicher eine Thermenanlage), waren sie nicht, sondern Komplexe mehrerer in sich abgeschlossener Einzelbauten; 2. die Gesamtgruppe war nach symmetrischen Achsen und rechten Winkeln geordnet. Hierin unterscheidet sich die Anlage durchgreifend von der lockeren Streulage der germanischen Herrenhöfe, die Baugesetze der alten Welt des Südens und Ostens haben Macht über sie gewonnen. An bestimmte Vorbilder, wie etwa den in Vorschlag gebrachten Lateranspalast in Rom, braucht man nicht zu denken. Eher an eine Nachwirkung des römischen Kastrums. Der Bauriß von St. Gallen zeigt zur Genüge, daß die Grundsätze regulärer Planbildung der karolingischen Baukunst nicht fremd waren.

In Aachen (Abb. 21) ist durch das Verhältnis der Königshalle A zu der Kapelle B die Komposition nach symmetrischen, genau den Himmelsrichtungen entsprechenden Hauptachsen gesichert. Nachgewiesen sind ferner der Vorhof D vor der Westseite der Kapelle und der diese mit der Regia verbindende (gedeckt zu denkende) Gang C, zu dem in C' ein symmetrisches Gegenstück vermutet werden darf. Weiter folgt aus der Ergänzung der gegebenen Richtlinie die Teilung der Gesamtanlage in drei, die Hauptachse durchquerende Unterabteilungen, — in auffallender Übereinstimmung mit St. Gallen. Die übrigen, nur aus den Schriftquellen bekannten Baulichkeiten werden sich zu beiden Seiten des zwischen der Kapelle und der Königshalle liegenden Hofes gruppiert und hinter der Königshalle fortgesetzt haben. Genauer über ihre Lage läßt sich nicht sagen. Doch interessiert es, ihre Bestimmung kennenzulernen: es gab noch eine Wohnung des Hofkaplans mit einem großen Saal für Synoden, eine Klausur der Stiftsgeistlichen, eine Palastschule, ein Haus der Prinzessinnen und Dienerinnen, ein Pilgerhaus, eine Kaserne der Leibwache, ein Schwimmbad für mehr als hundert Personen, Stallungen, Gärten, einen Wildpark. — In Ingelheim (Abb. 28) ist gut erkennbar ein der Aachener Regia entsprechender Saalbau mit Apsis, durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe geteilt, und das Haupttor des Palastbezirkes; beide Baulichkeiten in gleicher Achse, so daß auch hier eine symmetrische Anlage vorlag. Spuren einer Wasserleitung und eines Bades sind freigelegt. Vier aus Ingelheim stammende, anscheinend römische Granitsäulen wurden in das Heidelberger Schloß verschleppt, wo sie die Brunnenhalle im Hof tragen; andere sind jetzt in den Museen von Mainz und Wiesbaden. Die hundert Säulen und tausend Tore, von denen der Dichter Ermoldus Nigellus schwärmt, sind als Zitate aus Virgil und Ovid entlarvt. Wie denn überhaupt hier wie in Aachen die Pracht der inneren Ausstattung so überschwenglich nicht gewesen sein wird, wie die Stilübungen der Schriftsteller es glauben machen wollen.

Man pflegt die karolingische Kultur mit einem Januskopf zu vergleichen. Soviel sich über den Palastbau urteilen läßt, hatte er nur ein

einziges, ein nach rückwärts gekehrtes Gesicht. Ihm war nicht beschieden, wie dem karolingischen Kirchenbau, die Grundlage zu großen, zukunftsreichen Neugestaltungen zu bilden. Dieser Versuch, die Profanarchitektur des Südens in Deutschland zu akklimatisieren, ist kulturgeschichtlich höchst denkwürdig, kunstgeschichtlich eine Episode von geringen Folgen.

Blicken wir zum Schluß noch einmal auf eine schon erwähnte Einzelheit. Auf einem der freien Höfe seines Aachener Palastes, etwa vor der Regia, hatte Karl ein antikes Reiterstandbild, aus Italien herübergebracht, aufstellen lassen. Die ungeheure Menge von Reiterstatuen, die in der römischen Kaiserzeit auch in den Provinzen errichtet waren, läßt vermuten, daß Karl ein solches auch in Gallien hätte finden und damit die Mühen des Transportes über die Alpen sich hätte ersparen können. Es war eben nicht ein beliebiges von den wahrscheinlich vielen dort noch zu findenden, sondern bedeutete für Karl etwas Besonderes durch den, den es darstellte. Dieser war der Ostgotenkönig Theoderich der Große*! Künstlerisch fügte hiermit der Franke in das Bild seines Palastes einen Zug ein, durch den es an die Residenzen der römischen Imperatoren gemahnen sollte; zugleich aber huldigte er dem Gedächtnis der größten Herrschergestalt aus der germanischen Vergangenheit. Es war dem Sinne nach dasselbe, was Karl tat, als er die Lieder der deutschen Heldensage sammeln und aufzeichnen ließ. Treffender konnte die historische Doppelstellung, in der er sich fühlte, nicht symbolisiert werden.

MALEREI UND PLASTIK.

Das Sprunghafte im steilen Aufstieg der karolingischen Kunst wird hier besonders deutlich. Plötzlich — nach säkularem Zeitmaß könnte man sagen: von einem Tag zum andern — ist Deutschland im Besitz einer Mal- und Bildhauerkunst, von deren Dasein es vorher nichts gewußt hatte. Aber unzweifelhaft liegen alle Voraussetzungen derselben draußen. Sie erschienen nicht, weil die innere Entwicklung in diesem Augenblick dazu reif geworden wäre, sondern weil der Wille des Staates eine Kultur verlangte, in der auch diese Bestandteile nicht fehlen sollten. Durchaus überwiegen die allgemeingeschichtlichen Werte des Phänomens die bloß kunstgeschichtlichen.

Machen wir es uns noch einmal klar: die Deutschen hatten bis dahin die künstlerische Darstellung der menschlichen Gestalt weder gekonnt noch gewollt. Was sie in dem Augenblick, als sie plötzlich mit einer Fülle von Bildkunst beschenkt wurden, innerlich erlebten, vermag die geschichtliche Forschung nicht zu ermitteln. Auf einem späteren Punkte der Entwicklung werden wir diese Frage noch einmal stellen und hoffentlich

* Jedenfalls galt es in Aachen dafür. Nach der Behauptung eines gut unterrichteten italienischen Zeitgenossen hätte es in Wahrheit den oströmischen Kaiser Zeno dargestellt.